

# Groß, zärtlich und brutal

Ein junger Mann aus der Provinz zieht durch das Kiew der Zwanzigerjahre – über Walerjan Pidmohylnyjs alten, aber sehr aktuellen Roman „Die Stadt“

**W**ährend die pathetische, kluge und übermächtige Violetta sich in Kiew auf den Tod einstellt, lese ich in Berlin einen Roman. Nein, pathetisch ist meine Freundin Violetta seit Tagen, seit dem Angriffskrieg nicht mehr, und das Wort „Tod“ spricht sie nicht aus. Sie sagt nur: „Ich versuche heute, alles zu erledigen. Du weißt ja, vielleicht werd ich es morgen nicht mehr können.“

Darauf kann man – kann ich in dieser Sicherheit Berlins – natürlich nicht antworten. Sage deshalb: Kennst du Walerjan Pidmohylnyj? Sein Buch lese ich gerade.

„Na klar! Und weil wir über Bücher reden: Ich schicke dir mein Manuskript, es ist noch nicht ganz fertig, aber es muss veröffentlicht werden, wenn mir etwas passiert. Und jetzt heul bloß nicht rum.“

Was soll ich tun?

„Lies einfach Pidmohylnyj weiter! Und sag mir später, wie es ist!“

Walerjan Pidmohylnyj also. Und sein Roman „Die Stadt“, der in Kiew vor einhundert Jahren spielt und jetzt zum ersten Mal auf Deutsch erscheint. Pidmohylnyj, Schriftsteller und Redakteur einer Kiewer Kulturzeitschrift, schrieb dieses Buch auf Ukrainisch. Das war 1927. Danach durfte er nicht mehr lange schreiben, ab 1930 kaum noch publizieren. Und 1935 wurde er wegen angeblicher Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung verurteilt. Er musste auf die Solowezki-Inseln, wo Lenins Terror, der später Stalins großer Terror wurde, seinen Anfang nahm. Denn dieses Lager auf den Inseln war das Vorbild des Systems Gulag. Dort wurde Pidmohylnyj zwei Jahre nach seinem Urteil hingerichtet. Er war erst 36 Jahre alt.

„Die Stadt“ beginnt auf einem Schiff. Der hübsche Dorfjunge Stepan träumt da von Kiew, vom Studium, das ihm bevorsteht, und von der großen, weiten Welt. An Bord ist auch Nadjka, die Stepan für die Schönste hält. Und ja, dieses Verlieben auf einem Schiff lässt einen gleich an Flaubert denken, an den Anfang von „L'Éducation sentimentale“, an Frédéric Moreau, der sich auf einem Seine-Dampfer in Madame Arnoux verliebt, und auch an Flauberts Sprache – sie ist so musikalisch wie die von Pidmohylnyj. Oder andersrum.

Als Stepan in Kiew ankommt, zieht er zuerst in eine Scheune ein, die der Kaufmannsfamilie Hnidy. Stepan melkt Kühe und holt Wasser, im Winter hackt er Holz – das ist der Deal, denn er zahlt keine Miete.



Das Opernhaus in Kiew in den Zwanzigerjahren. Unten der Autor Walerjan Pidmohylnyj

Fotos Ullstein, Encyclopedia of Ukraine



„Die Stadt“ wirkt anfangs wie ein zärtlicher Roman über die erste, große Liebe, die Liebe Stepan zu Nadjka. Doch dann verwandelt sich der Dorfjunge – mit jedem Tag in dieser Stadt ein bisschen mehr. Er will jetzt ein Schriftsteller werden, geht mit seiner Short Story „Das Rasiermesser“ zum wichtigsten Kritiker in Kiew, zu Mychajlo Lichterschein. Er sucht im „Informationsbüro“ nach ihm, dort ist eine Sekretärin: „Sie führte Stepan durch einen dunklen Gang, und er zitterte dabei wie ein junger Dieb, der sich zum ersten Mal nachts in eine fremde Wohnung stiehlt.“ Da Stepan von sich selbst, von seinem Talent so überzeugt ist, atmet er zwar Angst aus, aber Hoffnung ein, die Lichterschein brutal vernichtet, denn er hat keine Zeit für Amateure. Auf einmal glänzt das Böse in dem jungen Stepan auf: Er zerfet zuerst seine Short Story im Park und geht zu Nadjka, um auch sie zu zerfetzen: Er vergewaltigt sie. Nadjka heult, und Stepan schreit: „Das ist deine Schuld!“

Obwohl der Held zum Monster wird, will man ihm trotzdem folgen – durch diese Stadt, durch diese Sprache. Denn jede Zigarette, die Stepan raucht, und jede Straße, die er kreuzt, ist – so, wie es da steht – große Literatur. Und dann auch noch diese Beschreibungen der Frauen, die er nach Nadjka so trifft! Sein

Blick auf sie ist mal brutal und mal ironisch. So wie zum Beispiel in der Affäre Stepan mit der alten Hausherrin Musinka Hnidy: „Es war eine besondere, seltsame und doch genussvolle Küchenromanze zwischen einem jungen Mann und einer verdorbenen Matrone, ein halbseidentimenter, ja banaler Liebesroman, der durch die ewige Nacht und das Ticktack einer billigen Wanduhr geheiligt ist“, schreibt Pidmohylnyj – und man weiß nicht, ob das zu hart ist oder schön.

Langsam steigt Stepan auf. Er wird Dozent für Ukrainisch. Denn der Roman von Pidmohylnyj spielt in den Zwanzigern in Kiew, in jener kurzen Zeit, in der die Sowjetmacht das ukrainische Bildungswesen noch gefördert hat – klar, kalkuliert, weil sie annimmt, dass die Berücksichtigung der nationalen Interessen es möglich machen würde, die angeblich allheilige sowjetische Gesellschaftsordnung in den verschiedensten Regionen des Bolschewikreiches zu verwurzeln. Doch weder Pidmohylnyj noch sein Stepan wissen damals, dass Stalin bald diese Idee vernichten und jeden Nationalkommunisten in der Ukraine töten wird, ja auch Walerjan Pidmohylnyj – und mindestens drei Millionen anderer Ukrainer im künstlich und brutal geschaffenen Holodomor, der Hungersnot, die Stalin aus seiner stalinhaften schizophoren Angst heraus anordnet und so einen Massenmord begeht.

„Die Russen morden immer noch, aber sie haben schon verloren!“, sagt Violetta am Montagabend auf FaceTime.

Bitte, lauf nicht durch Kiew, sage ich. „Ich bleibe vorsichtig! Aber ich bleibe hier, weil wir die wunderschönsten Männer haben. Sie werden mich verteidigen“, sagt sie und spricht danach über den „Bär“. Er ist seit Jahren unser Freund, ein Kommandant, ein Fallschirmjäger. Und dann macht Violetta einen Witz darüber, dass unser „Bär“ – „wer, bitte, sonst?“ – jeden Russen aus der Ukraine schon vertreiben wird. Wir lachen. Reden über andere Männer, über schöne, starke Männer. Wie früher. Wie Frauen in Frauengesprächen sprechen. Denn auch im Krieg gibt es Hormone.

Und voller Hormone ist auch Stepan, der durch das Kiew dieses vergangenen Jahrhunderts zieht. Er wechselt seine Affären, wechselt seine Unterkünfte, zieht immer dichter in das Zentrum Kiews. Das Leben dieses Mannes, der ständig auf der Suche nach Sex, Ruhm und Glück ist – es ist ein Leben, das man sich jetzt für jeden Ukrainer und jede Ukrainerin nur wünscht, ein hoffnungsvolles, hoffnungsloses, ohne Krieg.

Stepan muss nur mit seinen Träumen kämpfen, er will noch immer ein Schriftsteller werden, lernt andere Kritiker und Dichter kennen. Und es läuft besser als

mit Lichterschein. Seine Erzählungen werden veröffentlicht. Und Stepan Weg zur Literatur lässt einen noch mal an die Romane der Franzosen denken. Zum Beispiel an Balzac, an die „Verlorenen Illusionen“. Denn wie Balzacs Lucien hört Pidmohylnyjs Stepan von großen und von kleinen Großstadtsnobs, dass er alles Provinzielle ablegen sollte, sich eine neue Kleidung zulegen sollte. Und das tut er.

Stepans Auftritte in den Literatenkreisen sind so brillant beschrieben, dass sie bis heute gültig sind – selbst für die deutschen Literatenkreise. „Das literarische Leben beginnt, wenn sich eine ausreichende Menge Menschen zusammenfindet, die imstande ist, ununterbrochen über Literatur zu sprechen. Dabei dreht sich die endlose Schwätzei eigentlich nicht so sehr um Literatur (...) und ebenso wenig ist das Ziel des Gequatsches eine Diskussion über erhabene Vorbilder (...), sondern es widmet sich Banalitäten wie dem schriftstellerischen Alltag oder handwerklichen Fragen, kurz und gut: langweilig und monoton“, schreibt Pidmohylnyj, und das wirkt ziemlich wie von heute, oder?

„Nein“, sagt Violetta jetzt ins iPhone, „sorry, hab keine Lust, über Literatur zu reden.“ Dann erzählt sie, dass sie seit gestern zwei Automatikwaffen hat. Mit denen kennt sie sich nicht aus, „aber ich schaff das schon, wenn's darauf ankommt!“, sagt sie.

Hast du zu essen?, frage ich. „Ja, ja, heute hatte ich Tee mit Twix.“ Kann man in Kiew noch Lebensmittel kaufen?

„Ja, ein paar Geschäfte sind noch auf. Mach dir mal keine Sorgen!“

Was dann? „Plan lieber deine Hochzeit, ich werd schon kommen“, sagt sie und lacht mit ihrem lauten Violetta-Lachen.

Auch Stepan wird am Ende eine Hochzeit planen, obwohl er keine Hochzeit will. Wieder wird er ein Mädchen, das ihn liebt, zerfetzen, in den Abgrund treiben. Stepan wird leiden, schreiben, träumen, Frauen lieben, Frauen hassen, auf eine literarische und schöne, üble Art. Und wir? Wir werden – auf jeder Seite – mit ihm leiden, ihn hassen und ihn lieben. Mit ihm durch Kiew spazieren. Und werden schließlich wissen, dass große Kunst niemals vernichtet werden kann.

Selbst Stalin, der Ossip Mandelstam, Isaak Babel und eben auch Walerjan Pidmohylnyj töten ließ, konnte das Werk dieses Schriftstellers nicht auslöschen. Spätestens nach der Lektüre von Pidmohylnyjs großem, zärtlichem, brutalem Roman, der Josef Stalin überlebte, wissen wir, dass die Kultur und Bücher der neuen Ukraine auch Wladimir Putin überleben werden.

„Wir wussten immer: Die Ukraine gewinnt den Krieg. Und das ist jetzt Realität. Die Welt sieht sie. Sieht, wie gewöhnliche, normale Ukrainer russische Panzer aufhalten, vertreiben. Doch Welt, gib uns ein wenig Zeit!“, so fängt das Manuskript von Violetta an. Ja, das ist ihr altes, großes Pathos. Und ich weiß trotzdem, dass sie recht hat.

ANNA PRIZKAU

Walerjan Pidmohylnyj: „Die Stadt“ erscheint am 31. März im Guggolz Verlag, 413 Seiten, 26 Euro. Aus dem Ukrainischen von Alexander Kratochwil, Lukas Joura, Jakob Wunderwald und Lina Zilitok.

# Gewalt nach außen und nach innen

**E**s gibt diesen Roman von Vladimir Sorokin, „Der Tag des Opritschniks“, in dem Russland sich durch eine Mauer vom Westen abgeschottet hat, Handelskontakte nur noch mit China unterhält und vom großen „Gossudar“ absolut und allein herrschend regiert wird. Vollstreckungsbeamte dieser Herrschaft sind die Opritschniki, einst Leibgarde Iwans des Schrecklichen, die der russische Schriftsteller als geschlossene Bruderschaft von Verbrechern im Staatsdienst der Zukunft entwirft. Sorokin erzählt einen Tag im Leben eines Opritschniks und macht die Gewalt zum notwendigen Hauptbetätigungsfeld seines Gardisten unter totalitärer Herrschaft, weil es anders als gewalttätig unter diesen Voraussetzungen nicht zugehen kann: Gewalt nach außen bei gleichzeitiger Gewalt nach innen. Es ist eine Konstellation, die wir jetzt alle vor Augen haben und die für Sorokin doch keine literarische Zukunftsvision darstellt, die nun plötzlich Wirklichkeit geworden zu sein scheint. Das, was so viele nicht sehen wollten, ist für ihn vielmehr ein Prozess, eine schleichende Bewegung, die sich

Eine Begegnung mit dem russischen Schriftsteller Vladimir Sorokin



Vladimir Sorokin Foto Stefan Boness

während der ganzen vergangenen Jahre vollzogen hat. Eine große Rückwärtsbewandtheit, zurück ins „neue Mittelalter“ und zugleich die Perversion eines Machthabers zum „imperialen Monster“.

„Ich habe den ‚Tag des Opritschniks‘ 2005 geschrieben“, erzählt er diese Woche in seiner Wohnung in Berlin-Charlottenburg. „Es gab damals schon gewisse Vorzeichen, anhand derer man die weitere Entwicklung des Landes konstruieren konnte. Unser Machtsystem hat sich seit dem 16. Jahrhundert, seit Iwan dem Schrecklichen, überhaupt nicht geändert. Iwan war Okkupant im eigenen Land, stand immer an der Spitze der ‚roten Pyramide‘. Und das hat sich nicht gewandelt, nur die Fassaden sahen anders aus, oben stand immer ein Alleinherrscher.“ Um sich an der Macht zu halten, seit mehr als zwanzig Jahren schon, habe Putin das mittelalterliche Konstrukt benutzt. „Die Droge der absoluten Macht vergiftete dabei auch den Machthaber selbst und machte ihn zu dem, der er heute ist.“

In einem Essay in der „Süddeutschen Zeitung“ hat Sorokin gerade beschrieben, wie es so weit kommen konnte. Der Schriftsteller, der sich seit seinem ersten

Buch „Die Schlange“ für den Untertanengeist interessiert, für jenes Verhältnis zur Obrigkeit, dessen Ursprung er ebenfalls in der Zeit Iwans findet, hat in diesem Text auf die Russen selbst verwiesen: „Wer ist schuld?“, fragt er. „Wir, die Russen, sind schuld. An dieser Schuld werden wir zu tragen haben, bis das Putin-Regime zusammenbricht. Dieser Zusammenbruch wird kommen. Der Überfall auf die freie Ukraine ist der Anfang vom Ende.“

Er betont aber auch, dass das „Monster Putin“ zugleich von „verantwortungslosen westlichen Politikern, zynischen Geschäftemachern, von korrupten Journalisten und Politologen gemästet“ worden sei. Ein „starker, konsequenter Herrscher“, das habe sie alle fasziniert. „Die deutsche Erfahrung der Dreißiger scheint diese Europäer nicht klüger gemacht zu haben.“

Wenn man Vladimir Sorokin diese Woche gegenübertritt und ihm dabei zuhört, wie er zögerlich seine Sätze formuliert, dann scheint dieser Mann, dessen Romane die düstersten sind, so etwas wie eine paradoxe Mischung aus absoluter Verzweiflung angesichts des mörderischen Kriegs in der Ukraine und trauriger

Erleichterung auszustrahlen, weil jetzt viele zu verstehen beginnen, was er schon immer gesehen hat. All die Jahre hat er gegen das „neue Mittelalter“ geschrieben, im „Opritschnik“, in seinem Roman „Telluria“, wo es heißt: „Erschüttern müssen wir die Kremldauern! Nicht erschüttern, sondern zerschmettern.“ Immer wieder hat er uns hinabgeführt in die dunklen Keller des kollektiven Unbewussten, in denen er die Polyphonie aus russischer Geschichte, Mythologie und Märchen zu Gehör gebracht hat. In Folterkeller, wie in „Der Tag der Tschekisten“, einer Erzählung von 2018, die jetzt in seinem Band „Die rote Pyramide“ erschienen ist, in der ein Offizier des Ministeriums für Staatssicherheit Folter und Mord gesteht und auf die wiederkehrende Frage „Schämst du dich nicht?“ ebenso wiederkehrend emotionslos antwortet: „Nein.“ Jetzt, glaubt Sorokin, kann es nicht mehr immer so weitergehen.

„Die ganze Welt hat sich geeint und unterstützt die Ukraine. Russland führt einen Krieg, dessen Sinn nicht mal die Soldaten verstehen – und wird immer schwächer“, sagt er im Gespräch. „Und natürlich wird auch das Leben der Menschen

schlechter werden, Arbeitslosigkeit, Repressionen gegen Andersdenkende, all das wird sich verschärfen. Ich denke, dass es in Russland von Tag zu Tag immer mehr Menschen geben wird, die denken, dass dies ein sinnloser, verbrecherischer Krieg ist. Die jungen Leute, die ihre Lieblingsgadgets verlieren, Coca-Cola, McDonalds, die werden es als Erstes begreifen.“ Er glaube nicht, dass dieser Krieg sehr lange dauern werde. Es sei physisch unmöglich, die Ukraine zu besetzen. „Selbst dort, wo die russischen Truppen die Städte schon eingenommen haben, gibt es Demonstrationen, und es wird ganz sicher eine Partisanenbewegung geben. Man bräuchte Millionen Soldaten für eine Besetzung des Landes. Der absolute Wahnsinn des Kriegs besteht darin, dass auch die Militärs das Ziel nicht verstehen.“

Er redet jetzt immer mehr, ganz so als könne er damit das Ende des „neuen Mittelalters“ beschleunigen. Dass dieses Ende schon angefangen hat, daran gibt es für ihn keinen Zweifel.

JULIA ENCKE

Vladimir Sorokin: „Die rote Pyramide“. Erzählungen. Aus dem Russischen von Andreas Tretner und Dorothea Troltenberg. Verlag Kiepenheuer & Witsch, 192 Seiten, 22 Euro.